

(Nachdruck verboten.)

## 9) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Dann lernte Tonet jagen. Er konnte bereits mit einer behältnismäßigen Leichtigkeit das Gewehr seines Großvaters handhaben, ein regelrechtes Feuerrohr, das sich in ganz Albufera durch den Lärm seines Knalles auszeichnete. Der Onkel Paloma lud stark, und bei den ersten Schüssen wäre der Junge beinahe in der Barke umgefallen. Nach und nach machte er sich mit der alten Waffe vertraut, und es gelang ihm, zur großen Freude des Großvaters, Wasserhühner zu erlegen.

Ja, so mußte man die Kinder erziehen. Seiner Meinung nach durfte Tonet nur noch das essen, was er selbst mit seinen eigenen Händen fischte.

Aber während dieses Jahres einer recht rauhen Erziehung mußte der Onkel Paloma eine gewisse Schlawheit bei seinem Schüler wahrnehmen. Er schoß wohl gerne und fand großes Vergnügen am Fischzug. Aber was ihm nicht so großes Vergnügen zu machen schien, das war das Aufstehen bei Tagesanbruch, den Tag mit den Armen auf der Ruderstange zu verbringen, wie ein Pferd an den Tauen zu ziehen und die Barke zu schleppen.

Der Schiffer sah mit einem Blicke klar; sein Enkel haßte die Arbeit mit instinktiver Abneigung, und sein Wille bäumte sich dagegen auf. Umsonst erzählte ihm der Onkel Paloma, was für einen schönen Fischzug sie am nächsten Tage im Recati, an einer bestimmten Stelle der Olla oder an irgend einem anderen guten Plage des Albufera machen wollten. Kaum hatte der alte Fischer den Rücken gedreht, so verschwand sein Enkel. Er zog es vor, mit den Jungen aus der Nachbarschaft durch die Dehesa zu streifen, sich am Fuße einer Tanne hinaufzuklimmen, und die Zeit damit zu verbringen, daß er auf den Gesang der Vögel in den Bäumen lauschte oder die bronzenfarbenen Hummeln betrachtete, die sich auf die Blumen setzten.

Der Großvater drohte ihm vergebens. Er versuchte, ihn zu schlagen, aber Tonet entfloß wie ein kleines wildes Tier oder hob Steine auf, um sich zu verteidigen. Der Alte fügte sich ins Unvermeidliche und fuhr wie früher allein auf den Fischzug.

Er hatte sein Leben bei der Arbeit verbracht; und sein Sohn Toni, obwohl er durch die Leidenschaft zum Ackerbau vom rechten Wege abgewichen, war noch tüchtiger als er am Werke. „Du lieber Gott, nach wem artete er denn nur, dieser Knirps. Wo kam er nur her mit seinem unbefleglichen Widerwillen gegen jede Anstrengung, seiner Liebe zur Faulheit, wie er stundenlang auf der Erde liegen blieb, gleich einer Kröte am Rande eines Grabens?“

Alles veränderte sich auf dieser Welt, und es kamen Dinge vor, die der Alte nie geahnt hätte. Die Menschen wandelten den Albufera durch ihre Kulturen um; und die Familien entarteten, als hätten sie die Traditionen des Sees für immer verloren. Die Kinder der Schiffer waren die Leibeigenen der Erde geworden, die Enkel hoben Steine auf, um damit nach ihren Großvätern zu werfen, und man sah mit Kohlen beladene Barken über den See fahren. Ueberall breiteten sich die Reisfelder aus. Sie rückten in den See vor und rissen große Lichungen in den Wald. „Ach, Du lieber Gott, da war es wirklich besser, selbst ein Ende zu machen, ehe man das alles sah, ehe man eine Welt sterben sah, die man für ewig gehalten!“

Man fällt nicht eine Tanne im Walde, ohne daß er es nicht aus der Entfernung, sogar mitten in der Lagune, bemerkt hätte.

„Wieder eine weniger!“

Die leere Stelle im Walde verursachte ihm ein schmerzliches Prickeln, und er hatte das Gefühl, als sähe er ein Grab. Er verfluchte die Bächter des Albufera, diese unersättlichen Diebe. Die Leute aus Palmar holten sich doch auch Holz aus dem Walde; es wurde kein anderer Brennstoff benutzt, als die aus der Dehesa stammenden Zweige, aber sie begnügten sich mit dem toten Holz, Meißig, den vertrockneten oder gefallenen Bäumen, und diese unsichtbar bleibenden Herren, die sich nur durch die Karabiner ihrer Feldhüter und die Betrüger-

reien des Gesetzes kenntlich machten, füllten mit der größten Ruhe die Urahn des Waldes, die Niesen, die er schon gesehen hatte, als er ein ganz kleines Kind in den Barken sah, und die schon riesengroß waren, als sein Vater, der erste Paloma, auf dem wilden Albufera lebte, wo er die Schlangen, von denen es am Ufer wimmelte, mit dem Stocke totschlug, übrigens weit sympathischere Tiere, als die Menschen von heute.

In der tiefen Traurigkeit, in die ihn der Zusammenbruch alles Althergebrachten versetzte, suchte er die vernachlässigten Winkel des Sees auf, die niemand auszubeuten Lust hatte.

Der Anblick eines alten Ziehbrunnens verursachte ihm ein Bittern; er betrachtete mit tiefer Nüchternheit das schwarze, wurmtüchtige Loch, die ausgetrockneten, hartigen, mit Stroh ausgestopften Eimer, aus denen die Ratten scharenweise entflohen, als sie ihn kommen hörten. Das waren die Ruinen des alten Albufera, die letzten Erinnerungen an eine bessere Zeit. Wenn er sich ausruhen wollte, so legte er auf Sanchas Wiese unter den glibbrigen Lagunen und dem großen Schilf an und betrachtete die dunkelgrüne Landschaft, in der man jetzt noch die Ringe der legendenhaften Schlange rascheln zu hören glaubte.

3.

Als der Onkel Paloma auf die Erziehung seines Enkels verzichtete, begann dieser aufzuatmen.

Es war ihm im höchsten Grade langweilig, seinen Vater nach den Aekern von Saler zu begleiten, und er dachte mit Sorge an seine Zukunft, wenn er den Onkel Toni, in den Schlamm der Reisfelder eingesunken, die Weine mit Blutegel, und den Körper von der Sonne geröstet, dastehen sah. Sein Faulenzersinstinkt empörte sich. Nein, er würde es nicht wie sein Vater machen. Er würde nicht auf den Feldern arbeiten. Karabinier zu werden, auf dem Sand der Küste ausgestreckt zu liegen und aufzuwachen oder Feldhüter, wie die Leute, die aus den Gärten von Ruzufa kamen, mit dem weißen Barett auf dem Kopfe und dem gelben Lederzeug auf der Schulter, das erschien ihm weit angenehmer, als Reis zu pflanzen, im Wasser zu schwitzen und sich die Weine zerstechen zu lassen.

In der ersten Zeit, wo er seinen Großvater nach dem Albufera begleitete, hatte er dieses Leben annehmbar gefunden. Es gefiel ihm, ohne bestimmte Richtung über den See zu irren, von einem Kanal in den anderen zu fahren und mitten in dem Albufera Galt zu machen und mit den Fischern zu schwätzen. Manchmal sprang er auf eine mit Liechgras bewachsene Insel und machte sich den Spaß, durch Pfeifen die einsamen Stiere zu reizen. Ein andermal wieder ging er in die Dehesa und pflückte die Brombeeren von den Sträuchern, während er nebenbei die Kaninchenhöhlen zerstörte, um ein junges aus dem Grunde herauszuziehen. Sein Großvater flächte Weisfall, wenn er sich durch einen schönen Flintenschuß eines Wasserhühns oder eines überraschten Grünhalses, der am Ufer eingeschlafen war, bemächtigte.

Es gefiel ihm auch, auf dem Rücken in der Barke liegen zu bleiben und die Geschichten aus der alten Zeit anzuhören, die sein Großvater erzählte. Der Onkel Paloma berichtete die denkwürdigsten Ereignisse seiner Existenz; einzelne Schmugglergeschichten, bei denen Flintenschüsse gefallen waren; dann ging er den Lauf der Zeiten zurück und sprach von seinem Vater, dem ersten Patron; jetzt berichtete er, was dieser ihm selbst erzählt hatte.

Dieser Fischer der alten Zeit hatte viele Dinge gesehen, ohne aus seiner Gegend herauszukommen. Und der Onkel Paloma erzählte seinem Enkel die Reise Carlos IV. mit seiner Gattin nach Albufera, die vor seiner Geburt stattgefunden hatte. Das hinderte ihn aber nicht, Tonet die großen Zelte mit den im Winde flatternden Girlanden und den reichen Teppichen im Innern zu beschreiben, die man zum königlichen Mahl in der Dehesa aufgeschlagen; er sprach von der Musik, dem Geheul der Hunde und den Lakaien mit den Ruderperrücken, die die Schwarzten bewachten. Der König, der Jägerkleidung trug, verspottete die fast nackten und mit alten Windbüchsen bewaffneten ländlichen Schützen des Albufera, bewunderte aber doch ihre Leistungen, während Marie-Luise unter dem Laubwerk am Arme des Don Manuel Godoy spazieren ging.



Und der Alte stimmte schließlich, wenn er sich an diesen berühmten Besuch erinnerte, das Liedchen an, das ihn sein Vater gelehrt:

„Unter einer grünen Tanne  
Sprach die Königin zu dem König:  
Ich hab Dich sehr lieb, mein kleiner Carlos,  
Doch noch lieber hab' ich Manuel.“

Seine zitzrige Stimme nahm beim Singen einen ironischen Ausdruck an, und er begleitete jeden Vers mit einem Augenblinzeln, als hätten die Leute des Albufera dieses Liedchen am vorigen Tage erdacht, um sich für eine Vergnügungspartei zu rächen, deren unsinniger Luxus dem Glend der Fischer als eine Beleidigung erschienen war.

Doch diese glückliche Zeit war für Tonet von kurzer Dauer. Der Großvater begann sich anspruchsvoll und tyrannisch zu zeigen. Als er sah, daß er die Barke ganz gleich manöbrierte, ließ er ihn nicht mehr nach seinem Gefallen sich herumtreiben, sondern hielt ihn ganze Vormittage beim Fischzug fest. Er ließ ihn die Netze aufheben und die „Mornells“, große Netzbeutel, in deren Maschen sich die Aale fangen, von neuem ausspannen, — eine Beschäftigung, die eine gewisse Anstrengung verlangt.

Der Großvater stand unbeweglich dabei und sah der Operation zu, leistete aber nicht die geringste Hilfe. Wenn es sich um die Rückkehr nach beendetem Tagewerk handelte, streckte er sich wie ein Invalide auf dem Grunde der Barke aus, während sein Enkel die Ruderstange handhabte und mühsam stöhnte.

Die Schiffer begrüßten aus der Ferne den alten, runzligen Kopf des Onkel Paloma, der sich nachlässig an die Schiffsplanke lehnte.

„Ach, der alte Schlaupkopf, wie bequem er seinen Tag verbringt. Er ruht sich wie der Pfarrer von Palmar aus, während sein Enkel schwitzt und arbeitet.“

„So erzieht man die jungen Leute,“ versetzte der Alte, „mein Vater hat es auch so mit mir gemacht.“

Dann kam das Fischen mit dem Dreizack. Man mußte nach Sonnenuntergang auf den See fahren und in den langen Winternächten bis zum Sonnenuntergang draußen bleiben. Am Bug beobachtete Tonet den eisernen Korb, in welchem die trockenen Gräser brannten, die eine Art Fadel bildeten und gleichzeitig einen breiten Blutpfad auf das Wasser warfen. Der Großvater hielt sich im Hinterteil des Bootes mit seinem Dreizack auf, einer schrecklichen Waffe, die, einmal eingestoßen, sich nur mit großen Anstrengungen und Körperverrenkungen herausziehen ließ. Das Licht leuchtete bis auf den Grund des Sees. Man bemerkte das Bett der Muscheln, die Wasserpflanzen, eine ganz geheimnisvolle, während des Tages unsichtbare Welt, und das Wasser war so klar, daß die Barke ohne den geringsten Stützpunkt durch die Luft zu gleiten schien. Die Tiere des Sees, die der rote Schein des Lichtes täuschte und blendete, kamen herbei, und der Onkel Paloma stieß nicht ein einziges Mal mit seinem Dreizack zu, ohne einen dicken, fetten Fisch herauszuholen, der verzweifelt zwischen den spitzen Zacken zappelte.

(Fortsetzung folgt.)

## Walter Cranes Erinnerungen.\*)

Von M. Veer-London.

Crane wird wahrscheinlich in Deutschland besser gewürdigt als in seiner Heimat. Sowohl als Mensch wie als Künstler steht er den Deutschen näher als den Engländern. Sein Mangel an Heuchelei, sein sozialrevolutionäres Temperament und seine künstlerische Symbolik haben ihn seinen Landsleuten ziemlich entfremdet. Seine künstlerische Phantasie entzündete sich an Albrecht Dürer, und die meisten seiner Bilder befinden sich in deutschen Kunstsammlungen. Die Reproduktionen von Dürers Stichen „Das große Pferd“, „Nitter, Tod und Teufel“ und „Melancolia“ gehören zu meinen frühesten künstlerischen Eindrücken,“ sagt Crane an mehreren Stellen seines Buches, „und ihr Einfluß auf mich ist mit meinem Alter gewachsen. Auch die machtvolle Einbildungskraft in den Werken solcher neueren Künstler wie Alfred Rethel, die romantische Phantasie von Moritz Schwind, und die mehr akademischen, trocknen, aber gewandt komponierten, a la Holbein behandelten Bibelzeichnungen von Schnorr... haben meine Tendenzen und meinen Stil beeinflusst... Unter meinen ersten Einkäufen als Student befanden sich photographische Reproduktionen von Dürers Werken.“

\*) W. Crane. An Artist's Reminiscences. London 1907. Preis 18 M.

Cranes Wirken hat sich indes nicht auf die Kunst beschränkt. Er war schon von Jugend auf politisch regsam, humanitär gesinnt, und mit dem ersten Erwachen des englischen Sozialismus schloß sich Crane der Bewegung an und ist ihr mit ganzem Herzen treu geblieben. Sein Buch bildet gleichzeitig eine Chronik der sozialistischen Agitation in England. Es enthält jedoch keine Theorien, weder über Kunst noch über Sozialismus. Crane spekuliert nicht, Alles ist bei ihm Intuition und Gefühl. Die Gegenwart — so argumentiert er — ist un schön, unfrei und ungerecht. Die künstlerischen Triebe des Menschen können sich in dieser häßlichen und gemeinen Welt nicht entfalten. Ohne wirtschaftliche Freiheit und soziale Gerechtigkeit, ohne Offenheit und Wahrhaftigkeit kann es eine allgemeine Kunsstkultur, eine Durchdringung der menschlichen Arbeit mit Schönheit nicht geben.

Crane wurde im Jahre 1845 in Liverpool geboren. Sein Vater war Maler, der aber infolge Lungenleidens nichts Bleibendes in seiner Kunst leisten konnte. Walter mußte schon in seinem 13. Lebensjahre den Schulbesuch aufgeben, um eine Profession zu lernen. Die Wahl war nicht schwierig, da Walter schon von Kindheit auf einen überwindlichen Drang zum Zeichnen und Illustrieren offenbarte, den sein Vater durch Rat und Beispiel ermutigte. Seine vielversprechenden Skizzen verschafften ihm im Jahre 1858 durch Vermittelung Ruskins eine freie Lehrstelle beim Holzschneider W. J. Linton. Linton war in seinem Fache sehr tüchtig und seine Werkstätte galt als die bedeutendste Englands, aus der damals die besten Illustrationen hervorgingen. Dazu war er Chartist und Dichter. Seine Frau war die berühmte Verfasserin der sozialistischen Erzählung „Josua Davidson“, die von Natalie Liebsteit ins Deutsche übertragen wurde. In dieser Werkstätte blieb Crane drei Jahre als Zeichner, wo ihm jede Gelegenheit geboten wurde, sich in seiner Kunst auszubilden. Inzwischen war sein Vater gestorben, so daß der junge Künstler, kaum 16 Jahre alt, ins feindliche Leben hinaus mußte.

Es fiel ihm indes nicht schwer, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Er fand Beschäftigung als Illustrator für biblische, naturgeschichtliche und humoristische Schriften, und diese Arbeit brachte ihn in Verbindung mit Schriftstellern und Künstlern und ließ ihm auch Zeit zum Selbststudium. Im Jahre 1862 wurde sein Bild „The Lady of Shalott“, eine farbige Illustration zu Tennysons gleichnamigem Gedichte, von der Akademie angenommen. Der unmittelbare finanzielle Erfolg war zwar gering, aber Cranes Name wurde dadurch der Öffentlichkeit bekannt. Bald darauf begann er seine bahnbrechende Tätigkeit als Zeichner für Kinderbücher und trug damit viel zur Läuterung des englischen Kunstgeschmacks bei. In diesen Zeichnungen, sagt Crane, wurde er vielfach von den Japanern beeinflusst; ein englischer Marineleutnant brachte ihm japanische Farbendrucke, „deren schwarze Grundlinien, matter Glanz, seine Farben, zusammen mit dem lebhaften dramatischen und artistischen Gefühl mir sofort auffielen.“

Im Jahre 1865 wurde er zum ersten Male mit den Werken der Präraphaeliten bekannt. Ueber diese schreibt Crane ebenso enthusiastisch wie über Dürer. Er erzählt: „Madox Brown stellte damals seine Werke in einer kleinen Galerie in Piccadilly (West-London) aus. Sein größtes Bild „Wori“ (Arbeit) wurde dort zum erstenmal dem Publikum gezeigt. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den die Arbeit dieses höchst merkwürdigen Künstlers auf mich gemacht hat. Ausstellungen von Werken eines einzelnen Künstlers waren damals ganz ungewöhnlich, aber eine derartige Entfaltung von origineller Auffassung, geistiger Kraft, lebendiger Wirklichkeit und außerordentlicher Mannigfaltigkeit der Gegenstände ist immer selten. Die unbedingte Aufrichtigkeit, die Ueberzeugung, mit der jedes Sujet behandelt und gemalt wurde, die Eindringlichkeit jedes Bildes, das mit soviel Gedankenfeinheit und bedeutungsvollen Details gefüllt war, offenbarten eine ungewöhnliche Distinktion und Eigenartigkeit des Charakters, der den Werken von Brown ihre einzigartige Stellung in der Geschichte der englischen Kunst verleiht.“ Im selben Jahre sah er die Werke von Burne-Jones und Rossetti. Letzterer stellte nie aus, da ihm die offizielle Kunstkritik nicht gewogen war, aber er hatte so viele private Anhänger und Kunstfreunde, daß er auf die Ausstellung verzichten konnte. Die Präraphaeliten, die besonders durch ihre Kreditäten dem puritanischen Geschmade der Kunstakademiker mißfielen, schufen sich indes eine eigene Galerie, in der auch Crane ausstellte, da seine Bilder seit 1863 konsequent von der Akademie abgelehnt wurden. Die Bemerkung, die Crane über diesen Kampf zwischen den Alten und den Jungen macht, ist der Wiedergabe wert, da sie die einzige in seinem Buche ist, die an Theorie grenzt: „Eine philosophische Auffassung der Kunst“, sagt Crane, „ist sehr selten zu treffen. Die Kunstkritik begreift nicht leicht, daß auch auf diesem Gebiete so etwas wie eine Entwicklung vor sich geht, daß Aenderung und Umbildung in Form und Methode sich auch hier ebenso notwendig machen, wie im Leben und in der Bewegung der Gesellschaft und daß mit diesen Aenderungen sich auch die geistige Auffassung der aufeinander folgenden Geschlechter ändert.“

Zu Anfang der siebziger Jahre heiratete Crane und besuchte das Rheinland, Bayern und Italien. Die Reisen haben offenbar viel zur Reife von Cranes Talent beigetragen. Die Lehrjahre waren vorbei und die Meisterjahre begannen. Bald nach seiner Rückkehr sehen wir den Künstler an der Ausarbeitung großer Werke. Im Jahre 1875 malte er sein Bild „Amor vincit omnia“, — eine Allegorie, die die Unterwerfung einer antiken Amazonenstadt durch



die Macht der Liebe versinnbildlicht. Zwei Jahre später stellte er sein Meisterwerk „Renaissance of Venus“ fertig, — ein Bild, das das Wiedererstehen der Schönheit in einem Zeitalter von Kunst und Kultur darstellt. Crane hat seitdem eine ganze Anzahl ausgezeichneter Bilder geschaffen, aber keines scheint an Farben Schönheit, an schöpferischer Kraft, ruhiger Anmut und edlen Proportionen diesem Bilde gleichzukommen. Das Crane in dem letzten Vierteljahrhundert an größeren Werken geschaffen, zeichnet sich durch eine bewegte, stürmische, überlaufende Phantasie aus. Diese Periode in Cranes Kunstlaufbahn beginnt mit dem Bilde „Die Wahrheit und der Wanderer“ (1880), das sich in der Seegerischen Sammlung in Berlin befindet und in dem sich schon ein unruhiges Fragen kundgibt. Die „Renaissance of Venus“ wurde vom berühmten englischen Maler G. F. Watts für 6000 M. angekauft. Dieser schrieb an Crane: „Meine Ansicht über Ihr Bild habe ich am besten durch dessen Ankauf gezeigt. Ich habe sonst nie Bilder gekauft. Ihr Platz in der Kunst wird unter den höchsten sein. Ich gebe nicht viel auf zeitgenössische Urteile.“ Das Bild wurde nämlich von der Akademie abgelehnt.

William Morris meinte einmal, nicht nur Künstler, sondern auch Sozialisten werden geboren. Dieser Ausspruch ist ohne Zweifel zu allgemein gefaßt, aber er enthält ein Stück der Wahrheit. Es werden zuweilen einzelne Menschen geboren, deren physiologische Veranlagung sie mit Neugierde und Unzufriedenheit füllt und sie deshalb neuen Gefühlen und Gedanken, neuen Bewegungen und Organisationen zugänglicher macht. Es hängt aber von dem Geschichtsabschnitt, in dem sie leben, ab, welchen Inhalt diese neuen Bewegungen haben. In unserer Zeit haben diese Bewegungen einen sozialrevolutionären Charakter. — Die von Natur unzufriedenen und feiner veranlagten Menschen wenden sich deshalb oft dem Sozialismus zu, ohne durch ihre materielle Lage dazu gezwungen zu sein oder ohne sich darüber klar zu werden, wie sie eigentlich dazu gekommen sind, gegen die bestehende Ordnung zu rebellieren. Sie meinen deshalb, sie seien als Sozialisten geboren und können eben nicht anders.

Zu diesen Personen gehört auch Crane. Seine Lehrzeit bei Pinton, der sich an allen Freiheitsbewegungen beteiligte, förderte diese Veranlagung. Crane besuchte öffentliche Versammlungen, und als die Bewegung für die Ausdehnung des Parlamentarwahlrechts — um die Mitte der sechziger Jahre — erstarbte, wurde auch er mitgerissen. Zu jener Zeit faßte er den Gedanken, ein Bild zu malen, das die „Ankunft der Freiheit“ darstellen soll, aber erst 20 Jahre später kam er zur Verwirklichung. Das Bild zeigt uns einen in Ketten liegenden, auf Erlösung wartenden Gefangenen, der zur rechten von einem Mönch und zur linken von einem Langhals bewacht wird; plötzlich wird die Zelle gesprengt und die herbeieilende Freiheit erscheint als Erlöserin. In den sechziger Jahren hatte Crane auch die Absicht gehabt, ein Bild zu malen, „um die neue Philosophie der Entwicklung, wie sie von Darwin und Spencer gelehrt wurde, zu versinnbildlichen. Ich fühlte, daß ein neuer Zeitabschnitt des menschlichen Denkens im Herandringen war und ich sehnte mich, ihm einen künstlerischen Ausdruck zu geben.“

Kein Wunder, daß Crane später sich mit allem Eifer dem Sozialismus zuwandte, wobei er hauptsächlich von William Morris geleitet wurde. Er erzählt darüber:

„Eine kleine Broschüre: „Kunst und Sozialismus“ von William Morris machte auf mich einen tiefen Eindruck. Ich machte jedoch einige Einwendungen gegen die darin aufgestellten Behauptungen und sandte sie an Morris. Er antwortete mir ausführlich. Die Antwort beseitigte alle meine Schwierigkeiten und somit auch alle pessimistischen Gedanken, die mich zuweilen über den Fortschritt der Menschheit überliefen. Der Sozialismus löste mir alle Fragen auf. Er veranschlagte alle Fragen, die mich geplagt hatten.“ Crane las dann Hyndmans „Historische Grundlagen des Sozialismus“ und die englische Uebersetzung von Maryens „Kapital“ und schloß sich der Sozialdemokratischen Föderation und der Fabian Society an, für die er auch als Redner tätig war. Diese Bewegungen bereicherte er durch seine wohlbelannten Zeichnungen. Auch das Programm für die von Luise Michel in London gegründete Mädchenschule wurde von Crane gezeichnet. Ueber Luise Michel als Rednerin bemerkt Crane: „Sie sprach mit viel Feuer und Eifer; über ihre Aufrichtigkeit und Begeisterung konnte kein Zweifel ankommen und ihre Erscheinung schien von ihrem harten Leben zu erzählen, von ihren Kämpfen und Leiden für ihr Ideal: die Solidarität der Menschheit.“ Er nahm an den blutigen Ereignissen des Sonntags vom 18. November 1887 teil, die aus Anlaß einer verbotenen Demonstration nach Trafalgar-Square vorkamen und bei der Hyndman, John Burns und Cunningham-Graham verhaftet wurden. Vier Wochen später wurde auch Morris verhaftet, als er vom Richter befragt wurde, wer er sei, antwortete er aufgeregt: „Ich bin William Morris, Maler und Dichter, und wohlbelannt in Europa.“ Er wurde gleich entlassen, aber Morris sagte nachher, dies sei das erste Mal gewesen, daß er eine so närrische Antwort gegeben habe, und es würde auch das letzte Mal sein.

Für die erste Feier des 1. Mai im Jahre 1890 zeichnete Crane seinen berühmten Karton „Der Triumph der Arbeit“ und hat seitdem fast jedes Jahr aus dem gleichen Anlaß für die „Justice“, das Organ der Sozialdemokratischen Föderation, eine Zeichnung geliefert. Im Jahre 1888 unternahm er eine Vortragstour in America, wo er in Boston, in dem Mittelpunkt der amerikanischen Intelligenz und Kultur, von den Vertretern der Bourgeoisie sehr ge-

feiert wurde. Aber er besuchte dort auch eine Arbeiterversammlung, wo er die Chicagoer Märtyrer in einer Rede und in einem Gedichte feierte, und wurde deshalb von seinen bürgerlichen Klienten boykottiert. Sein Sozialismus hat ihm übrigens auch in England bedeutenden materiellen Schaden gebracht, besonders in den letzten Jahren, wo die Arbeiterbewegung den herrschenden Klassen gefährlich zu werden beginnt.

Trotz seiner bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst ist Crane von jeder Spur von Hochmut und Selbstgefälligkeit frei. „Jede Leistung, jede Bewegung, sowie der ganze soziale Fortschritt“, sagt er, „hängen von der Mitarbeit von vielen und von der ehrlichen Arbeit der „niedrigsten“ Kreise ebensoviel ab, wie von der Arbeit der höheren. Der Gedanke, daß auch das fähigste Individuum enorm vieles der ganzen Gesellschaft zu verdanken hat, — der Gedanke, daß so viele seiner Mitmenschen die Leitern aufgerichtet haben, auf der es aufsteigen kann, sollte es bei der Abschätzung seines Könnens zur Bescheidenheit mahnen.“

Eine deutsche Uebersetzung des Buches in seiner jetzigen Gestalt dürfte sich kaum empfehlen. Es müßte vorerst einer erheblichen Stärkung unterzogen werden. Das Buch ist weitläufig und allem Ansichne nach in großer Eile geschrieben worden. Die Namen deutscher Städte und mancher deutscher Künstler sind hier und da falsch angegeben. Sehr wertvoll sind dagegen die vielen Reproduktionen seiner Zeichnungen und Werke, — es gibt deren im Buche an die 130. —

Crane ist auch der Verfasser mehrerer lyrischer Gedichte und Sonette, ebenso einiger Schriften über Kunst.

## Kleines feuilleton.

Wenn der Wolf den Wolf verläßt. Der russischen Landbevölkerung, die ohnehin schon hart mit dem Hunger und der Kälte zu ringen hat, bringt die Strenge des diesjährigen Winters eine neue fürchterliche Prüfung, eine neue Gefahr: die Wölfe. Aus dem verschneiten Forst kommen die ausgehungerten Bestien, die Rot treibt sie aus ihrem Schlupfwinkel in die sonst geniedene Nähe menschlicher Behausung und sorgsam verammeln die Bauern Tür und Ställe, wenn mit der Dunkelheit das unheimliche Geheul der hungernden Wölfe über die Steppe schallt. Vom Ladoga-See kommen bereits Nachrichten, die von Tausenden von Wölfen berichten, die sich den Dörfern nähern, zahlreiche Schlitten sind überfallen und die unglücklichen Insassen zum Opfer der Raubtiere geworden. Die Zeit liegt nicht allzuweit zurück, daß in besonders strengen Wintern auch Mitteleuropa sich der Wolfsplage zu erwehren hatte; in den Ardennen, in den Wäldern des Jura tauchten die gefährlichen Raubtiere in einzelnen Rudeln auf, und die Bewohner einsamer gelegener Weiler hatten einen harten Kampf zu bestehen. In der bitteren Kälte der Wintermonate 1879/1880 wußte sich eine Reihe französischer Departements der Wölfe kaum zu erwehren, an der Maas, im Jura, in der Dordogne und in der Charente tauchten sie auf, und mehr als 2700 Schafe, mehr als 450 Rinder, 1100 Ziegen und 450 Schweine wurden die Beute der gefräßigen Bestien. In Rumänien rechnete man noch bis vor wenigen Jahren mit einem durchschnittlichen Verlust von 4000 Schafen, die alljährlich von Wölfen fortgeschleppt wurden, und diese Zahlen vermehren sich, je weiter man nach Norden vordringt. Während in Deutschland der Wolf heute eine Seltenheit geworden ist, hat man in Frankreich, wie die „Lectures pour Tous“ ausführt, noch heute mit ihm zu kämpfen. Freilich, mit den Zeiten des Mittelalters läßt sich die Plage nicht vergleichen, damals, als unter den großen Volksheimtuchungen, der Pest, dem Ausatz, den Hungernöten und den Belagerungen auch die Wölfe noch eine schreckliche Rolle spielten. Bis in die Städte wagten sich oft die gefräßigen Raubtiere, wie im Jahre 1427, wo mitten in Paris, zwischen dem Montmartre und der Porte Saint-Antoine an einem einzigen Tage 14 Menschen den Wölfen zum Opfer fielen. Zur Zeit Ludwigs XIII. kannte man Jahre, in denen 300 Menschen auf diese gräßliche Art ihren Tod fanden. Im Jahre 1765 überfluteten riesige Wolfscharen den Forst von Saint-Menehould, die Holzarbeiter mußten fliehen, und eine Reise durch die Wälder war ein Wagnis, das der Kühne meist mit dem Leben bezahlen mußte. Damals trieb in der Auvergne das berühmte Ungeheuer von Gebäuden sein Unwesen und versetzte die Bevölkerung in unbeschreiblichen Schreden. Schließlich kam es zu einer Jagd und das Ungeheuer entpuppte sich dabei als ein riesiger Wolf von einer Länge von 1,81 Metern. Tausende von Jägern hatten sich zusammengetan, um die Bestie zu vernichten, und schließlich gelang es auch, sie zur Strecke zu bringen. In einem Winter waren nicht weniger als 113 Menschen ihr zum Opfer gefallen. Und noch im Jahre 1880 lieferten die Wölfe in Frankreich eine Liste von elf getötenen und 84 verwundeten Menschen. Noch heute wirkt in jedem französischen Departement ein Beamter, dem die Maßnahmen gegen die Wölfe obliegen, und die Regierung zahlt eine Prämie von 100 Francs für jeden gewöhnlichen Wolf und von 200 Francs für einen Wolf, der schon Menschen angefallen hat. Nicht weniger als 653 000 Francs sind in der Zeit von 1882 bis 1900 als Prämien für erlegte Wölfe bezahlt worden. Aber dieser Kampf bedeutet nichts gegen die Opfer, die die Bestien fordern in den Gegenden, wo sie noch heute Herr sind, in Rußland und in



Russisch-Asien. In Turkestan z. B. erreicht kaum eine Karawane ihr Ziel, ohne einen Angriff von Wölfen empfangen und diesen eine regelrechte Schlacht geliefert zu haben. Und noch heute fallen in Sibirien alljährlich 400—500 Personen den Wölfen zum Opfer.

### Theater.

**Lessing-Theater. „Kaiser Karls Geisel“.** Legendenspiel in vier Akten von Gerhart Hauptmann. (Budausgabe im Verlage von S. Fischer.) Ein hoher Schein wie das Drama selbst, war der Erfolg, den der auf den Namen Hauptmann einmal eingetragene Teil des Publikums mittelst unentwegten Klatschens zu markieren suchte. Es sah so aus, als ob der Premierendurchfall, den im Vorjahr die üble Komödie der „Jungfern von Bichofsberg“ erlitten hatte, den Ovationseifer dieser bis zur Selbstverleugung pietätvollen Gefolgschaft noch verdoppelt hätte. Der Verfasser konnte immer wieder, vielleicht öfter als früher der Dichter an den Abenden, da seine großen Werke über die Bühne gingen, vor dem Vorhang erscheinen, aber das ließ den Kontrast von einst und jetzt nur um so bitterer empfinden. Hier und da weht wohl ein wärmerer Hauch in dem neuen Drama, so in dem wehmütig zärtlichen Gefühl das den ruhmgekrönten grouboarigen Kaiser beim Anblick von Geruinds lodender Mädchenschönheit beschleicht, aber von Akt zu Akt werden die Spuren des Seelischen schwächer, und am Schluß stellt sich völlige Ernüchterung ein. Der unbefangene Zuschauer wird sich dem Eindruck des Düpiertseins nicht entziehen können. Drei Aufzüge hindurch wurde er mit schillernden Unklarheiten, wunderlichen Widerprüchen hingehalten, hinter denen aber, wie er annahm, doch wohl irgend eine Absicht, ein geheimer Sinn verborgen sein mußte, der in der Lösung hervortreten und rückwärts Licht verbreiten würde. Indes Hauptmann zweifelt selber anscheinend nicht, was er gewollt hat, und räumt darum die kleine Geruind, nachdem sich alle Personen des Dramas über sie den Kopf zerbrochen haben, im letzten Augenblick, als sich das Rätsel ihres Wesens enthüllen soll, mit etwas Gift aus dem Wege und läßt den Mächtig zu verenden, eine lautj drohnende melodramatische Sturmflut los. Es ist kaum glaublich, daß er sich über diese Taktik des Versteckspiels selbst getäuscht haben sollte. Er schiebt vermutlich nur, weil er aus irgend einem Grunde schreiben wollte, und meinte dabei mit dem Klang seines Namens, des im ernsten künstlerischen Ringen erworbenen, rechnen zu können. Den Stoff fand er in einer alten italienischen Novelle, die Bezeichnung „Legendenspiel“ scheint nur gewählt zu sein, um auf den Mangel jeder Motivierung vorzubereiten.

Der erste Akt, der bei der Aufführung geringeren Beifall als die späteren fand, ist der verhältnismäßig noch interessanteste. Er spielt auf Karls des Großen Königsburg und ist reich an kleinen Zügen, die den kriegsgewaltigen, im Alter noch leuchtigen Kaiser charakterisieren. Einer der unterworfenen Sachsenhäuptlinge erscheint, um seine Tochter Geruind, die als Geisel im Nonnenloster aufgezogen wird und öfters schon der engen Fucht entpflang, von Karl loszubitten. Dieser weigert es. Warum, bleibt unklar, da er das Mädchen, dessen frischer Jugendreiz ihm stilles Wohlgefallen einflößt, alsbald sich vorführen läßt und verspricht, ihr jeden ihrer Wünsche zu gewähren. Statt Rückkehr zu den Eltern, wie er erwartet hatte, verlangt sie die Entlassung aus dem Kloster, um nach Belieben mit jedem Mann, der ihr gefallen würde, schön zu tun. Sie redet wie eine ausgeweihte Dirne. Der Kaiser, nicht weniger wie die Zuhörer erstaunt, läßt dem perverben Wunderkinde den Willen. Im nächsten Aufzuge erfährt man, daß sie wie ein verrücktes Mädchen von Heilbronn einem jungen Grafen nachgelaufen, der ihr dann aber vollständig aus dem Gedächtnisse verschwindet, sobald sie in dem Garten eines Jagdschlösses mit Karl, dessen Wohlgefallen sich mittlerweile in sinnliche Begier verwandelt hat, zusammentrifft. Während der auf sie einspricht, fängt sie Schmetterlinge und Eidechsen, um sich dem alten Platte, der ihr erst Wachen zu erregen schien, dann mit raffiniert kofletter Attade an den Hals zu werfen. Karl wird ihr Gefangener, sie thronisiert und hintergeht ihn. All ihre Schamlosigkeit vermag nicht, ihn aus der Betäubung zu reizen, bis endlich der um des Reiches Sicherheit besorgte Kanzler eine Schauermär von hindernder Schlagkraft überbringt. Er habe Geruind gesehen, wie sie in der Nacht vom Schloß an den Fluß herunterschlief und dort mit heidnischen Gesellen, zu guter Letzt mit Satanas in eigener Person schreckliche Orgien feierte. Karl droht ihr den Tod, sie sühnt davon. Die guten Klosterchwestern nehmen die Verfehmte milderherzig bei sich auf. Sie stirbt an Gift, das ihr der Kanzler beigebracht, auf ihrem Krankenbette spielt sie mit der Puppe. Man hört, daß sie den König Karl tief geliebt, und dieser selbst erscheint, um sie in einer Grabrede als Heilige zu feiern, die ihren vorgedriehenen Beruf zu erfüllen nur durch einen bösen Dämon verhindert war. Genug, wenn der Himmel weiß, wie es im Innern dieser Seele ausgesehen! Von nun ab wird der Kaiser wieder einzig seinem Volke leben.

Da Drloff traf ausgezeichnet den Ton der ziellosen Begehrlichkeit und tödlichen Launen in der Rolle Geruinds. Karls Kaiser Karl mit dem gebräunten Antlitz, den hinter burschigen Brauen bligenden Augen war eine machtvoll imposante Wägengestalt. Dem toten Werke Leben einzuhauchen, konnte den Darstellern nicht gelingen.

### Musik.

Die Frage, wo gute und billige Musik zu hören ist, wird vorläufig am reichlichsten durch die populär-musikalischen Veranstaltungen des Sächsischen-Theaters beantwortet. Mehrere Reihenfolgen sind angekündigt. So namentlich Kammermusik in den Sonntagskonzerten. Eine ganz besonders interessante Veranstaltung aber ist der Zyklus: Komponisten der Neuzeit. Wir hörten am Freitag den ersten dieser Vorträge. Er war Brudner gewidmet. Der Vortragende, Dr. Ertel, der selbst nicht nur ein erfahrener Musikkritiker, sondern auch Komponist von scharf moderner Richtung ist, wurde seinem Gegenstand im allgemeinen auf eine so glückliche Weise gerecht, daß wir auf die weitere Entfaltung dieser Vortragsreihe alle Hoffnung setzen können.

Wir erhielten ein lebendiges Bild von der persönlichen und künstlerischen Erscheinung des großen Orgelspielers und Symphoniekomponisten. Als das Neue in seiner Schaffensweise bezeichnete der Vortragende die Verknüpfung der alten Symphonieform und der traditionellen Kontrapunktik (der selbständigen Führung mehrerer Stimmen, wie sie uns z. B. von Bach her bekannt ist) mit der Art Richard Wagners. Dabei verhehlte er keineswegs die Unvollkommenheiten des Meisters. Etwas Bäuerrisches, Rücksichtsloses sei nicht zu verkennen; ohne „Mißlänge“ gehe es nicht ab, doch seien sie durch den Zusammenhang gerechtfertigt. Die Themen muten uns oft wie großartige Naturbilder an. Beispiele, auf dem Klaviere vorgespielt, führten namentlich die fünfste von den neun Brudnerschen Symphonien in Bruchstücken vor.

Andererseits setzte der Vortragende allerdings die Ueberschätzung Brudners und die Unterschätzung seines Ansehens fort. Wir selbst konnten schon vor beinahe 30 Jahren beobachten, daß bereits damals die Sache für Brudner günstiger stand, als fortwährend behauptet wird. Wir haben das deshalb scharf hervor, weil mit den Klagen über Verkennung doch auch manch Unrecht getan wird. Dazu kommt noch die mangelnde Einsicht in das Naturgemäße eines allmählichen Werdens auch der Anerkennung, das zugleich den Vorteil besitzt, uns vor dem Nachlaufen nach jeder Mode zu behüten. Mit Recht und mit feinsinniger Objektivität zitierte der Vortragende Kritiken des bekannten und jedenfalls überischäkten „Meisters“ Hanslick, der damals in der „Neuen Freien Presse“ viel verschuldete. Von dem, was gegen Brudners Musik gesagt worden ist, hat unser Vortragender allerdings nicht alles erörtert. So vor allem den oft erwähnten Mangel an Sinn für musikalische Farbe, sowohl in der Instrumentation wie auch in der Registrierung beim Orgelspiel; weiterhin das Sprunghafte und Kurzzeitige in seiner Weise, das nur in geringem Maße berührt wurde. Endlich bedarf es zum Verständnis Brudners noch einer Erkenntnis der zwei Seelen, die etwas unvermittelt in ihm walteten: die naive und die raffinierte, der Dorfschulmeister und der Wagnerianer, der entzündende Spender eines lauterer Goldes in den Themen und der Apboristiker, der den Hörer hin und her reißt.

Gerne würden wir die weiteren Vorträge besser besucht wissen, als es beim ersten der Fall war.

### Astronomisches.

Die Messung der Sonnenwärme. Wenn es sich darum handeln würde, einen Naturforscher, der sich allzusehr im Gefühl der Fortschritte seiner Wissenschaft sonnt, einen Beweis für den Grad der immer noch vorhandenen Ungulänglichkeit unseres Naturerkenntnis zu liefern, so könnte man als ausgezeichnetes Beispiel das Thema der Sonnenwärme wählen. Tausend Grad sind gewiß eine schöne Sache, und es gibt wohl nur wenige Menschen, die sich eine richtige Vorstellung von dem Betrag einer solchen Wärmemenge und ihrer Entstehung machen. Immerhin sind Temperaturen von mehr als 1000 Grad heute nicht nur auf künstlichem Wege erzeugbar, sondern auch mit einigermaßen großer Sicherheit meßbar, nur muß man sich dazu ganz anderer Mittel bedienen als der gewöhnlichen Thermometer, weil z. B. Quecksilber bei einer solchen Temperatur längst verdampft sein würde. Wer nun aber meinen würde, daß dann auch die Messung der Sonnenwärme wohl nicht allzu großen Schwierigkeiten begegnen dürfte, hat gewaltig geirrt, denn die Angaben über Schätzungen — den Ausdruck Messung konnte man wohl bisher überhaupt nicht gebrauchen —, die mit Bezug auf die Sonnenwärme gemacht worden sind, gingen um eine ganze Anzahl Tausender von Graden auseinander. Einige wollten unserem Muttergestirn eine Temperatur von nur etwa 5000 Grad geben, andere wieder eine solche von 15 000 oder 20 000 Grad. Der bekannte Astronom Schaeberle versucht nun nachzuweisen, daß ein Mittel zur Messung bzw. Berechnung der Oberflächentemperatur der Sonne gegeben ist. Als Grundlage benutzte er das von Newton aufgestellte Strahlungsgesetz, vor dessen Anwendung man sich bisher nur deshalb gescheut hat, weil sie einen außerordentlich hohen Wert für die Sonnenwärme ergeben würde. Professor Schaeberle aber sagt, daß für die Sonne das Newtonsche Strahlungsgesetz genau ebenso wahr sei wie sehr noch berühmteres Gesetz der Schwerkraft, und daß daher die Oberflächentemperatur der Sonne allein mittels dieses Gesetzes bestimmt werden könne. Er hat danach die absolute Temperatur des Weltraumes auf 1 1/2 Grad und die effektive Oberflächentemperatur der Sonne auf 66 000 Grad berechnet.